

Verbindet Spiritualität oder trennt sie?

Die drei monotheistischen Weltreligionen im Gespräch

An die 300 Teilnehmer kamen zur Abendveranstaltung „Verbindet Spiritualität oder trennt sie? Die drei monotheistischen Weltreligionen im Gespräch“ am 2. April 2019 in die Katholische Akademie in Bayern. Die Ergebnisse des Gesprächs formulierten sie in Wünschen für den interreligiösen Dialog. Rabbiner Steven Langnas würde sich über mehr Offenheit freuen, ebenso über mehr Begegnungen und die Bereitschaft, eine andere

Glaubensrichtung objektiver zu verstehen. Ein Dialog, der über Erfahrung geht, und der sich um den Frieden bemüht, steht für P. Dr. Anselm Grün OSB im Vordergrund. Dabei sieht er eine besondere Chance in der Mystik. Und der Muslim Prof. Dr. Ahmad Milad Karimi hofft auf einen Dialog, in dem man selbst zum Weg bzw. zur Brücke wird. Akademie-Studienleiter Dr. Johannes Schießl moderierte.

Johannes Schießl: Bei unserem Experiment heute geht es nicht um ein Streitgespräch, und schon gar nicht um eine Talkshow, auch wenn die roten Sessel das vielleicht nahelegen würden. Vielmehr wollen wir über unseren Glauben ins Gespräch kommen, unsere jeweilige Spiritualität ins Gespräch bringen, und dafür haben wir kaum zwei Stunden Zeit. Darum müssen wir uns einschränken. Wir haben vereinbart, dass wir uns auf fünf zentrale Themen konzentrieren: das Gebet – das liegt bei der Spiritualität nahe –, dann die spirituellen Orte, sprich Synagoge, Kirche und Moschee, weiter über die Themen Pilgerschaft und Fasten in den drei Religionen, und schließlich die Barmherzigkeit als Kern der Spiritualität in allen drei Monotheismen.

Rabbiner Langnas, das christliche Beten speist sich zu einem großen Teil aus dem Alten Testament, vor allem aus den Psalmen. Welche Rolle spielen denn die Psalmen im Judentum, und wie würden Sie insgesamt das Spezifikum jüdischen Betens beschreiben?

Steven Langnas: Wo soll ich anfangen? Die Psalmen im jüdischen Gebet, und es gibt sehr viele davon, sind ähnlich, wie wenn man ins Fitness-Studio geht und macht zuerst zehn Minuten auf dem Crosstrainer, bevor man mit dem Training beginnt. So ist es mit den Psalmen: Sie sind da, um uns in die Stimmung zu bringen, den Hauptgebeten zu begegnen. Die Hauptgebete beschäftigen sich mit unserem Gottesbild, mit unserer Beziehung zu der Lehre, mit unseren eigenen Bitten und dem, was wir von Gott wollen, und auch dem, was wir bereit sind zu geben.

Johannes Schießl: Pater Anselm, wenn man an das christliche Beten denkt, fallen einem meist zunächst geformte Gebete ein wie das Vaterunser. Aber christliches Beten ist ja doch mehr das Dasein vor Gott, das Hören auf ihn, was besonders dem heiligen Benedikt wichtig ist. Wie würden Sie christliches Beten erklären?

Anselm Grün: Zunächst beten auch wir die Psalmen. Jesus selber hat sie gebetet, und wir Mönche beten jede Wo-

che alle 150 Psalmen. Das ist unsere wichtigste Gebetsschule. Aber Gebet ist eben mehr als Worte zu sprechen. Für mich ist Gebet Begegnung mit Gott, das heißt, dass ich alles, was in mir ist, auch das Chaos, die Emotionen, Gott hinhalte, ihm meine eigene Wahrheit hinhalte. Gebet ist dann die Verwandlung des Menschen. Ich stelle mir vor, dass Gottes Liebe, Gottes Gnade hineinströmt in alle Bereiche meiner Seele, meines Leibes. Therese von Lisieux hat ein schönes Bild gebraucht: Das Wasser sucht immer den tiefsten Punkt, Beten heißt für mich, mich ungeschützt, so wie ich bin, mit all dem, was in mir auftaucht, Gott hinzuhalten und zu vertrauen, dass alles in mir verwandelt, durchdrungen werden kann von Gottes Liebe. Dann begegne ich auch meiner eigenen Wahrheit und Gott als dem, der mich bedingungslos annimmt.

Johannes Schießl: Professor Karimi, bei einem Blick von außen auf das Gebet im Islam kommt einem gleich das Freitagsgebet in der Moschee in den Sinn, mit der Waschung, den Gebets-teppichen, den körperlichen Gesten. Aber einmal grundsätzlicher gefragt: Was macht muslimisches Beten aus?

Ahmad Milad Karimi: Im Kern ist das Gebet im Islam nichts anderes als eine intime Zuwendung des Menschen zu seinem Schöpfer. Im Gebet stehe ich vor Gott, und da gibt es nur ihn und mich. Im Gebet werde ich zum Wesentlichen gebracht. Vor Gott fallen alle Masken, alle Ämter, all die Farben und Gerüche, die wir um uns sammeln, um ein immer anderer zu sein, um etwas zu verkaufen. Aber vor dem Herrn aller Welten stehe ich ohne alle die Masken, ich stehe nackt vor ihm. Das ist der Kern und auch das Reizvolle des Gebets im Islam.

Johannes Schießl: Jetzt gibt es aber durchaus auch Unterschiede im Beten. Im Islam, wenn ich das richtig verstehe, gilt Gott nicht so als personales Gegenüber wie bei uns. Im Judentum gibt es kein Gebet zu Jesus Christus, usw. Es gibt also Unterschiede. Wo sehen Sie diese Unterschiede? Wer von Ihnen mag anfangen?

Anselm Grün: Ich denke, im Islam gibt es auch den personalen Gott, das ist kein Unterschied. Die Begegnung mit Gott, das ist ganz ähnlich. Natürlich, wir Christen beten auch zu Gott; das ist das eigentliche Gebet. Aber wir können auch Jesus Christus bitten, oder wir können auch Maria bitten, uns in unserer Beziehung zu Gott zu unterstützen. Und Jesus ist eben auch in uns selber als der innere Arzt, als der innere Beter. Eine Weise, Psalmen zu beten, ist zum Beispiel, sie mit Jesus zu beten, sich vorzustellen, wie Jesus zum Beispiel Psalm 22 oder Psalm 31 am Kreuz gebetet hat. Dann spürt man, er hat mit den Psalmen seine Erfahrung mit Gott und mit den Menschen zum Ausdruck gebracht. Das körperliche Beten wie im Islam gibt es natürlich bei uns auch; Gebetsgebärden waren für die Mönche und auch für die frühen Christen normal. Man hat immer mit dem Leib gebetet. Beten heißt, die Hände zu Gott zu erheben, und die Oranten, die Betenden in den Katakomben sind ja immer mit offenen Armen, mit offenen Händen dargestellt. Ich kann mir überlegen, was macht es mit einem Menschen, so vor Gott zu stehen: Er erfährt in Gott die eigene Weite, die eigene Freiheit, die eigene Würde.

Johannes Schießl: In dieser Runde geht es uns um die Unterschiede, Rabbiner Langnas ...

Steven Langnas: Ich erinnere mich, im letzten Jahr habe ich ein paar Mal von Kardinal Marx gehört, dass er Christen angesprochen hat: In Jesus haben wir einen Bruder. Das ist eine sehr christliche Aussage. Im Judentum ist Gott nicht unser Bruder. Einerseits ist er der Allmächtige, der Schöpfer, der alles erschaffen hat, der immer war, immer wird usw. Andererseits, oder zusätzlich, ist er unser Papa, unser Vater. Da fällt mir eine Geschichte ein, die ich nie vergessen werde: Als ich noch in Basel gelebt habe, haben wir nach dem Gottesdienst in der Synagoge immer die Matriachin unserer Familie besucht. Sie war damals über 90 Jahre alt und konnte nicht mehr selber in die Synagoge gehen. Wir haben bei ihr Kekse gegessen, Schnaps getrunken, über die Woche geredet usw. An einem Samstag war ich aus verschiedenen Gründen der einzige, der gekommen ist. Alle anderen waren in Skiferien oder krank oder was auch immer. Nach 15 Minuten oder so hat sie gesagt: Jetzt geh nach Hause, es ist okay. Ich habe gesagt: Oma, ich will dich nicht allein lassen. Sie hat gesagt: Mein Kind, ich bin nicht allein; der liebe Gott ist mit mir. Und das wird auch durch das jüdische Gebet vermittelt.

Johannes Schießl: Professor Karimi, sehen Sie beim Gebet Unterschiede zwischen den Weltreligionen?

Ahmad Milad Karimi: Ja, durchaus. Die Frage ist nur, was heißt Unterschied? Wir können auf der Oberfläche viele Unterschiede markieren, und ich könnte die Eigenart des Gebets im Islam schildern. Aber interessant ist im Grunde genommen, was im Gebet geschieht. Wenn Sie trotzdem beim Unterschied beharren wollen, nenne ich einen: Im Gegensatz zu dem, was Sie gerade gesagt haben, würde ich mir Gott weder als Bruder noch als Papa vorstellen, sondern Gott ist überhaupt keiner, der mir entgegensteht. Gott ist kein Gegenstand, sondern Gott ist, um es mit einem schönen Wort von Schelling zu sagen, Urstand. Gott untergräbt diese Distanz, die ich immer einbauen will, weil ich Gott einfach nur als ein Gegenüber haben will: Ich rede zu ihm, und er möge mir doch entgegenstehen. Aber er steht mir nicht entgegen; er ist mir

näher als meine eigene Halsschlagader, er ist mir näher als ich mir selber nahe bin. Insofern ist die Perspektive des Islams eine unglaublich vertiefte Perspektive, die Gott immer in der Weise denkt, als wäre Gott immer mit mir. Also, auch dann, wenn ich ihn anspreche, ist er in diesem Ansprechen mit mir. Er ist nicht derjenige, der mir am Ende meiner Ansprache eine Antwort gibt, sondern er ist derjenige, der mich beim Ihn-Ansprechen begleitet. Das ist eine ganz subtile Art, wie Gott sich im Leben des Menschen Raum schafft. Im Grunde genommen ist es das, was Pater Anselm sagt: Im Gebet öffnet sich etwas in mir; es kommt zu einer gewissen Entgrenzung. Das ist das, was, so glaube ich, aber auch Judentum, Christentum und Islam verbindet. Wir sind im Gebet mehr, als wir sind, weil uns im Gebet gewahr wird, dass Gott mit uns ist, in welcher Weise nun auch immer.

Johannes Schießl: Ich möchte jetzt andersrum fragen: Was fasziniert Sie an den Gebetsformen der anderen, und was könnte man gegebenenfalls sogar von ihnen lernen? Pater Anselm, vielleicht mögen Sie anfangen.

Anselm Grün: Mich beeindruckt natürlich das leibhafte Beten, wenn da eine ganze Gemeinde auf den Boden fällt und sich verneigt. Das ist auch ein Kraftfeld, das da entsteht. Die Mönche haben es auch gemacht, sich nach jedem Psalm auf den Boden geworfen. Also, das kraftvolle Beten mit dem ganzen Leib, das fasziniert mich. Und im Judentum fasziniert mich einfach der Glaube: Trotz allen Leides, ich halte fest an Gott. Diese Glaubenszeugnisse von Leuten, die in Auschwitz waren, die haben mich sehr beeindruckt: Ich lasse mich von Gott nicht abbringen, selbst wenn das Leben noch so chaotisch ist.

Johannes Schießl: Rabbiner Langnas, was würde Sie an den anderen beiden faszinieren?

Steven Langnas: Bei einem Gebet in einer Moschee oder allgemein den islamischen Gebeten: Die Musik gefällt mir sehr! Ich höre es sehr gerne, wenn ein Imam die Gebete vorträgt. Ich habe hier in München öfters die Gelegenheit bei verschiedenen Veranstaltungen: Das ist immer ein Genuss! Ich höre ganz fest zu, um die Worte in Arabisch, die ähnlich zum Hebräischen sind und von denen es ganz viele gibt, zu verstehen. Bei den Christen, besonders bei den Katholiken und den Orthodoxen, und ich meine das im positivsten Sinn, erlebt man eine „Show“, also Weihrauch und die Gewänder und die Ikonen usw. Es funktioniert alles wie eine gut geölte Maschine; jeder weiß, was er zu tun hat und wann er es zu tun hat. Ein jüdischer Gottesdienst ist in vielen Fällen vielleicht etwas lebhafter, manchmal auch chaotischer.

Johannes Schießl: Wie geht es Ihnen mit den anderen, Professor Karimi?

Ahmad Milad Karimi: Ich glaube, in den beiden anderen Religionen gibt es unglaublich schöne und reizvolle Momente. Was mich zum Beispiel in einer Synagoge fasziniert, ist die Ehrfurcht, mit der Juden des Ewigen gedenken. Wenn hebräisch rezitiert wird in dieser jüdischen Gemeinde, dann kommt es mir so vor, als würde aus Ehrfurcht die Luft zittern. Diese Ehrfurcht jüdischer Glaubensstradition ist zutiefst bewegend.

Steven Langnas: ... akzeptiert, akzeptiert ...



Studienleiter Dr. Johannes Schießl (2. v. l.) mit den Diskutanten (v.l.) Steven Langnas, P. Anselm Grün OSB und Ahmad Milad Karimi.

Ahmad Milad Karimi: Wie denn auch anders? Was an der christlichen Gebetsform das Beeindruckende ist und das Bewegende für mich als gläubigen Muslim: Dass Christen in ihrem Gebet in gewisser Weise immer mit dem Antlitz des Menschen beten, dieses Menschen, der Gott selbst ist, nämlich Jesus von Nazareth. Da ist ein Moment der

Zerbrechlichkeit des menschlichen Lebens, das sich im wahrsten Sinn des Wortes inkarniert. In jedem Gebet, wenn Pater Anselm sich an den Schöpfer aller Welten wendet, da ist er mit einem anderen, der ihn dahin aufrichtet. Und dieser jesuanische Moment des christlichen Gebetes ist unglaublich reizvoll.

Johannes Schießl: Vielen Dank für diese erste Runde mit tiefen Einblicken, wie ich finde. Wir wollen trotzdem zu unserem zweiten Thema weitergehen, den spirituellen Orten. Aber da waren wir schon ganz in der Nähe. Das ist doch ganz einfach, könnte man meinen: Im Judentum gibt es die Synagoge, im Christentum gibt es die Kirche, und im Islam die Moschee. Doch ganz so einfach ist es nicht. Was macht den jeweiligen Ort aus, und wie unterscheidet er sich von den anderen? Wir machen es wiederum in der historischen Reihenfolge. Rabbiner Langnas, was ist eine Synagoge, und wie unterscheidet sie sich von Kirche und Moschee?

Steven Langnas: Gemeinsamkeiten gibt es auch, aber eine Synagoge auf Hebräisch heißt Beth Knesset, das bedeutet Ort der Versammlung. In einer Synagoge versammeln wir uns vor allem, um zu beten. Die Frage ist, warum braucht man eine Synagoge, warum braucht man eine Kirche oder Moschee? Kann man nicht im Englischen Garten spazieren gehen und mit dem lieben Gott reden? Ist er nicht überall? Die jüdische Antwort ist erstens: In einer Synagoge machst du ein jüdisches Gebetbuch auf, und du begegnest jüdischen Ideen, Idealen, Wertvorstellungen und bist dadurch spirituell bereichert. Aber auch das Zweite, dass man in einer Synagoge zusammen betet. Wenn wir miteinander und füreinander beten, haben unsere Gebete viel mehr Kraft.

Johannes Schießl: Pater Anselm, wie steht es um die Kirche, jetzt als Ort?

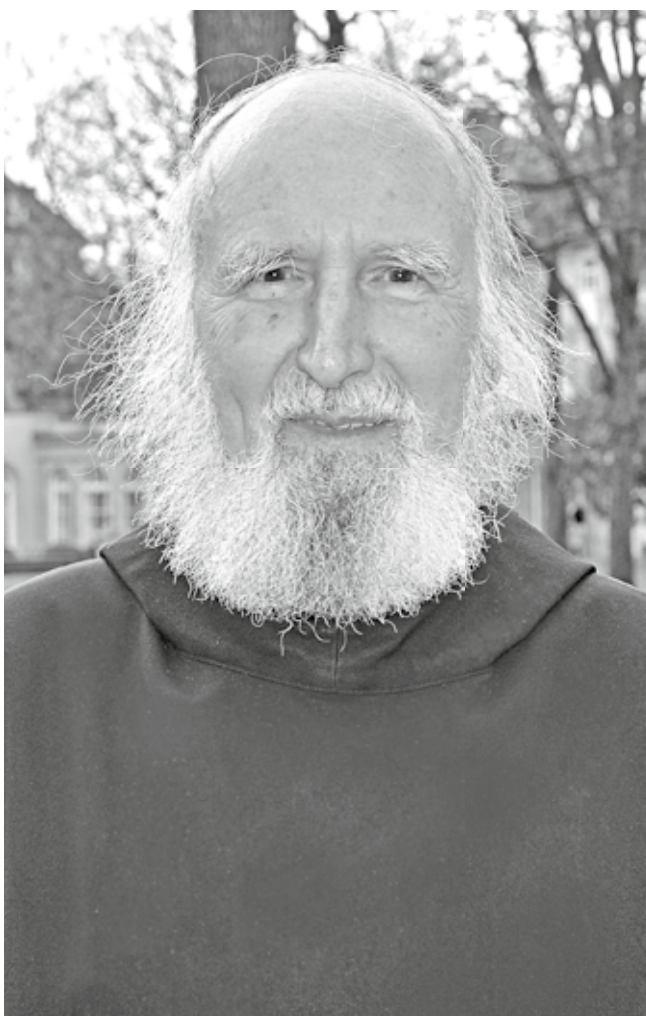
Anselm Grün: Natürlich glauben wir Christen auch, dass Gott überall wohnt, die ganze Natur durchdringt. Lukas hat das in der Areopag-Rede so dargelegt: Gott braucht keinen Tempel. Aber die Kirchen sind für uns zuerst auch Ort der Versammlung, des gemeinsamen Gebetes, aber auch Ort der Schönheit. Gottes Schönheit wird sichtbar in der Schönheit der Architektur, in der Schönheit der Bilder. Die Moscheen sind auch wunderschön; da sind wir gleich. Aber der Unterschied ist, dass wir Bilder haben. In der Moschee gibt es schon auch Malereien, Kunst, aber ohne bildliche Darstellungen. Gut, es gab auch in der Kirche den großen Bilderstreit. Aber nun haben wir Bilder, die etwas darstellen vom Geheimnis.

Sie sprechen unsere eigenen inneren archetypischen Bilder an, sie sind heilsam. Über Bilder kann man nicht streiten; sie wirken einfach auf den Menschen. So sind Kirchen der Ort, wo viel gebetet worden ist, und das spürt man auch. Lukas sagt von den ersten Christen: Als sie gebetet haben, bebte der Ort. Das kann man bei Kirchen auch spüren: Da ist etwas in Schwingung geraten, da ist ein Ort, wo das Heilige mich umschließt. Natürlich weiß ich das in der Natur auch, aber trotzdem brauchen wir solche Erfahrungen, dass es ein heiliger Ort ist, wo wir wie Mose die Schuhe ausziehen und einfach spüren, da ist etwas anderes, was ich mit Ehrfurcht betrachte.

Johannes Schießl: Professor Karimi, was macht eine Moschee aus?

Ahmad Milad Karimi: Beim Ausziehen der Schuhe kann ich gut weitermachen. Das ist ja interessant, auch koranisch, dass Mose aufgefordert wird, seine beiden Sandalen auszuziehen. Das ist ein Sinnbild für beides, was wir sind; also alles wird abgelegt. Um in eine Moschee hineinzukommen, muss man die Schuhe ausziehen, am besten auch rituelle Waschungen vornehmen, für Muslime ist das vorgeschrieben. Aber was bedeutet es? Moschee ist ein Lehnwort aus dem Arabischen, Al Masjid heißt wortwörtlich: der Ort, an dem Menschen sich niederwerfen, also der Niederwurfungsort. Entgegen der Meinung von außen ist eine Moschee eigentlich kein Ort, an dem irgendwelche Prediger Strafpredigten schwingen, sondern im Kern geht es darum, dass wir einen Versammlungsort haben, an dem Menschen Schulter an Schulter stehen und sich gemeinsam vor Gott niederwerfen.

Insofern ist auch die Bildlosigkeit gerade aus diesem Bewusstsein heraus entwickelt worden, dass die Moschee ein Ort sein soll, an dem ich mich ganz und gar dem Ewigen öffne. Und da ist jedes Bild muslimisch gesehen eine Ablenkung und inadäquate Form. Wobei wir schon auch Abbildungen von Suren aus dem Koran haben als Wegweiser zum Geheimnis Gottes, und auch die Ornamentik als ein Zeichen der Unendlichkeit. Wenn ich ein Ornament anschau: Niemand ist es zu Ende, niemals fertig. Ein Ornament ist immer etwas Fragmentarisches. Und da stehe ich als



P. Anselm Grün: „Ich stelle mir vor, dass Gottes Liebe, Gottes Gnade hineinströmt in alle Bereiche meiner Seele, meines Leibes.“

ein Fragment, vor dem, der mich vervollständigt.

Johannes Schießl: Rabbiner Langnas, wenn Sie auf barocke Kirchen schauen oder auf eine Moschee mit vielen Schriftzeichen und Ornamenten, was empfinden Sie da?

Steven Langnas: Es ist doch schön!

Johannes Schießl: Aber die Schlichtheit der Synagoge ist trotzdem wichtig ...

Steven Langnas: Beten bei uns, ob allein oder in der Synagoge, benutzt alle unsere Sinne, also Sehen, Hören, Sprechen, Singen. Aber das ist eher eine innere Sache; es ist nicht so sehr beeinflusst vom Raum. Es gibt viele Synagogen, die wunderschön sind, und es gibt auch Synagogen, die ganz einfach ausgestaltet sind, aber manchmal sind die Gebete in solch einfachen Synagogen inniger als in den schönen.

Johannes Schießl: Professor Karimi, eine Moschee eher schlicht oder eher üppig ausgestattet, was gefällt Ihnen besser?

Ahmad Milad Karimi: Aus ästhetischer Sicht: Ganz leer wirkt einfach lieblos. Aber es geht darum, dass eine Idee verwirklicht ist. Menschen brauchen Orte der Achtsamkeit, Orte der Begegnung, Orte der Stille. Heilige Orte wie eine Moschee, eine Synagoge oder eine Kirche sagen uns, dass es hier auch andere Menschen gegeben hat, die gebetet haben. Und diese Ansprache, diese Atmosphäre, in die wir hineingehen, in die wir uns hineingeben, das ist das eigentlich Bedeutsame.

Johannes Schießl: Pater Anselm, welche Kirchen mögen Sie am liebsten, romanische, gotische, barocke oder moderne?

Anselm Grün: Romanische sind für mich am faszinierendsten. Das lässt mich an einen Mutterschoß denken, diese Geborgenheit und das Einfache. Aber auch gotische Bilder, gotische Figuren drücken für mich etwas Hehres aus. Natürlich ist Gott für uns auch bildlos. Gott ist jenseits der Bilder, aber die Bilder zeigen Menschen, die von Gott erfüllt sind. Sie sind für mich ein Ort der Hoffnung, dass ich auch so durchdrungen werde von Gott, damit auch durch mich etwas durchstrahlt. Die Bilder der Heiligen oder anderer großer Menschen sind gleichsam auch Genossen, Gebetsgenossen, die mit mir beten. Sie haben ganz und gar aus Gott gelebt, das gibt immer wieder auch Hoffnung, dass ich auch aus Gott heraus lebe.

Johannes Schießl: Unser nächstes Thema ist die Pilgerschaft, und da fangen wir mal mit dem Islam an. Professor Karimi, eine Pilgerreise nach Mekka gilt als die höchste spirituelle Säule im Islam, und wir schauen staunend auf die Fernsehbilder von der Kaaba. Waren Sie selber schon mal in Mekka, und was ist mit den Muslimen, die das schlicht nicht schaffen, aus welchen Gründen auch immer?

Ahmad Milad Karimi: Biografisch gesehen: Nein, ich war noch nicht in Mekka. Die Kaaba ist für Muslime immer ein Sehnsuchtsort, und ich will mir so jung noch nicht diese Sehnsucht nehmen. Zumal ich auch den Gang nach Mekka als eine Befürwortung der Politik der Saudis sehe, und das muss boykottiert werden. Das heißt, mit dem Schmerz, der mich auch erfüllt, bin ich ein Mensch, der bemerkt, was für ein



Foto: Ivoha/alamy-stock

Kirchen – unser Foto zeigt die katholische Nürnberger Stadtpfarrkirche Kirche unserer Dame – sind für P. Anselm ein Ort der Versammlung, des gemeinsamen

Gebetes, aber auch ein Ort der Schönheit. Gottes Schönheit werde sichtbar in der Schönheit der Architektur, in der Schönheit der Bilder.

religiöses Gebot vor ihm steht – die größte Pflicht, die ich habe, nämlich diese Reise zu machen – und sehe zugleich, wenn das der Weg zu Gott sein soll, dann enthalte ich mich von diesem Weg.

Aber um auf Ihre Frage zu antworten: Natürlich ist das für Menschen, die es nicht können und gerne wollten,

religiös keine Schande, denn sie sind natürlich entschuldigt. Nur die Menschen sollen diese Reise begehen, die auch im Stande sind, diese Reise zu begehen, zumal der Prophet Muhammad programmatisch sagte: Die wahre Kaaba, das ist das Herz des Menschen. Was suche ich dort, wenn ich aus dem Herzen nichts empfinde? Kein Gebet, sagt der Prophet,

kein rituelles Gebet ist angenommen, wenn das Herz nicht dabei ist.

Und wer kann schon sagen, dass er aus dem Herzen lebt und glaubt? Ich glaube, als Muslim bin ich zurückgeworfen in meine eigenen Schwächen, bin konfrontiert mit meiner eigenen Realität und muss dafür Sorge tragen, dass die Kaaba hier ist, wo ich lebe. Wenn



Ahmad Milad Karimi: „Vor dem Herrn aller Welten stehe ich ohne alle die Masken, ich stehe nackt vor ihm. Das ist der Kern und auch das Reizvolle des Gebets im Islam.“

mein Nachbar in Not ist, und ich das Geld aber für eine Pilgerreise verwende, dann habe ich nichts verstanden von meiner Religion. Das heißt, ich muss dafür Sorge tragen, dass meine Umgebung zumindest eine kleine Kaaba geworden ist, ein reiner Ort, ein schöner Ort, ein Ort, an dem Leben möglich ist, gutes Leben, Vielfalt. Dann kann man die Reise beginnen. Im Grunde genommen ist das ein Luxus.

Johannes Schießl: Erst noch die Nachbarn versorgen und sich die Sehnsucht erhalten. Nun zum Christentum: Ja, Jesus war ein Wanderprediger. Der heilige Benedikt hingegen hatte es nicht so mit dem Herumvagabundieren; er setzte eher auf die *stabilitas loci*. Pilgerschaft in der katholischen Kirche ist vielfältig. Die Ziele reichen von Santiago bis zu oberbayerischen Marienwallfahrtsorten. Und dann gibt es da noch eine abstraktere Dimension. Nach dem Zweiten Vatikanum ist die ganze Kirche pilgerndes Gottesvolk. Pater Anselm, welche Dimensionen hat Pilgern für Sie?

Anselm Grün: Pilgern ist für mich ein Urbild des Glaubens. Abraham ist auch für uns Christen das Urbild des Pilgers, der auszieht aus der Heimat, der Vaterstadt, dem Vaterland. Es war für die Mönche immer ganz wichtig: Wir müssen ausziehen aus allen Bindungen, Abhängigkeiten und in die Freiheit gehen. Wir müssen aus der Vergangenheit ausziehen und ganz in der Gegenwart sein. Wir müssen aus dem Sichtbaren ausziehen, wir gehen immer auf das Unsichtbare zu. Wohin denn gehen wir, immer nach Hause, sagt Novallis. Das ist schon ein Urbild des Menschen, auszuwandern aus allen äußeren

Dingen, sich auf den Weg zu Gott zu machen. Natürlich, der äußere Pilgerweg ist immer nur eine Hilfe, eine Einübung für den inneren Pilgerweg.

Zu Benedikts Zeiten gab es Pilgermönche, die sich ihr ganzes Leben nie niedergelassen haben, sondern *propter Christum* unterwegs waren. Wegen Christus sind wir auch Pilger, lassen uns nicht hier auf der Erde nieder, weil unsere Heimat im Himmel ist. Benedikt ist da skeptisch, weil die sich durchgeessen haben durch die verschiedenen Klöster. Er sagt: Das ist zu unruhig! Er hat die *stabilitas* eingeführt, dass einer an einem Ort ist. Aber die Mönche sagen auch: „*Peregrinatio est tacere*“. Das Schweigen ist die wahre Pilgerschaft, ausziehen aus dem Haus des Wortes in die Stille, in das wortlose Geheimnis Gottes. Das ist letztlich auch Pilgerschaft, die innere Pilgerschaft.

Johannes Schießl: Wir müssen noch ein bisschen weiterreden, wir können noch nicht auswandern ins Schweigen ... Die Pilgerschaft ist in der Thora schier allgegenwärtig, vom Vater Abraham, der das Gewohnte verlässt, vom Auszug aus Ägypten über die Babylonische Gefangenschaft und die Sehnsucht nach der Rückkehr, bis zu dem grandiosen Pilgerpsalm, in unserer Zählung 122: „Ich freute mich, als man zu mir sagte, zum Haus des Herrn wollen wir ziehen. Schon stehen wir in deinen Toren, Jerusalem.“ Rabbinder Langnas, was bedeutet Pilgerschaft heute im Judentum?

Steven Langnas: Heutzutage haben wir nicht das ausgeprägte Konzept einer Pilgerreise wie im Islam und im Christentum. Die Bibel spricht von den drei Wallfahrtsfesten: Pessach, das Passah-

fest; Schawuot, das Wochenfest sieben Wochen später, der Ursprung des christlichen Pfingsten; und dann im Herbst Sukkott, das Laubhüttenfest. Diese drei Feste sind bekannt als Pilgerfeste oder Wallfahrtsfeste, für die in der Bibel ein ausdrückliches Gebot steht, diese Feste in Jerusalem, am Ort des heiligen Tempels, zu verbringen. Aber seit der Tempel im Jahre 70 zerstört wurde, ist das weggefallen. Wenn man heute eine Reise nach Jerusalem macht und vor dem Kotel, der Klagemauer, steht, ist das eine Art private Pilgerreise. Aber so wie es bei Ihnen beiden organisiert ist, haben wir es nicht.

Johannes Schießl: Beim Fasten, unserem nächsten Thema, darf Pater Anselm anfangen, denn wir stehen gerade in der Fastenzeit vor Ostern. Das Fasten heutzutage ist keine einfache Sache, nicht nur, weil es bei uns immer und überall genug zu essen gibt, sondern auch, weil man es gar zu leicht mit Abnehmen und Wellness verbindet. Nun wird Jesus im Matthäus-Evangelium sogar vorgeworfen, er sei ein Fresser und Säufer. Und doch hat er ganz Maßgebliches zum Fasten gesagt: Man soll dabei kein finsternes Gesicht machen, und sich waschen und salben. Wie könnte man christliches Fasten heute populärer machen?

Anselm Grün: Fasten ist durch die Medizin wieder populärer geworden, das Heilfasten, das auch als körperliches Fasten durchaus sinnvoll ist für den Menschen, dass er innerlich gereinigt wird, dass der Körper gereinigt wird. Aber die Fastenzeit soll der Reinigung überhaupt dienen, dass man nicht nur den Leib reinigt durch Fasten, sondern auch den Geist reinigt. Ein Mönchsvater sagt: Es nützt nichts, wenn du kein Fleisch isst, wenn du ständig das Fleisch der Brüder isst, also, wenn du ständig über die Brüder schimpfst oder sie kritisierst. Es braucht ein Training in der inneren Freiheit. Das ist für mich Fastenzeit, und ich denke schon, dass da viele wieder Lust dazu haben, dass sie das Gefühl bekommen: Ich lebe selber und werde nicht gelebt von meinen Bedürfnissen, ich kann noch verzichten.

Zum Fasten gehört auch das Feiern. Wenn man nur fastet und nur verzichtet, das ist auch zu wenig, sondern Fasten und Feiern gehören zusammen. Fasten intensiviert dann wieder den Geschmack am Essen, den Geschmack am Feiern. Für mich ist Fasten ein guter Weg, jedes Jahr einmal in Ordnung zu kommen – es schleicht sich immer etwas ein in der Lebensweise –, das Gefühl für Freiheit zu haben und den Geist zu reinigen. Eine schöne Fastenübung ist es, wie das die Mönche vorschlagen, eine Woche mal nicht über andere zu reden. Das reinigt den Geist.

Johannes Schießl: ... eine harte Übung. Ärgert Sie das manchmal, wenn in Zeitschriften ausschließlich Fasten und Abnehmen gleichgesetzt wird?

Anselm Grün: Klar, aber: Erstens haben die meisten keinen Erfolg, weil sie dann wieder das Essen anfangen. Der Leib hat sich auf wenig eingestellt, und dann nehmen sie sofort wieder zu. Oder es ist zu wenig: Fasten war immer ein spiritueller Weg. Ich gebe immer Fastenkurse zu Beginn der Fastenzeit, da ist ein Tag ganz wichtig: einen Tag für einen anderen Menschen zu fasten. Das ist dann ein leibhaftiges Gebet für einen anderen, wo ich nicht nur ein paar Fürbitten aufsaugt: Gott soll dem helfen, sondern ich spüre im Leib die Solidarität mit diesem Menschen. Das war in der frühen Kirche auch ganz wichtig, Fasten für andere Menschen.

Johannes Schießl: Ein interessanter Aspekt, würde ich meinen. Auch im Judentum bildet Fasten zusammen mit dem Beten und dem Almosengeben die Frömmigkeit. Wenn ich es recht weiß, gibt es Fasttage vor den hohen Festen wie Jom Kippur im Herbst, und auch vor dem Pessach-Fest. Rabbinder Langnas, wie sieht das Judentum heute, wenn man das so pauschal sagen kann, das Fasten?

Steven Langnas: Also erstens, jüdisches Fasten hat viel mehr gemeinsam mit muslimischem Fasten als mit christlichem Fasten.

Johannes Schießl: Das müssen Sie uns erklären!

Steven Langnas: Also, bei uns gibt es sechs Fasttage im Kalender, aber ein Fasttag ist wirklich ein Fasttag: kein Bissen, kein Schluck. Viele sagen, wie kannst du nur nichts trinken? Aber man hält es aus; es ist kein großes Problem. Also, es gibt zwei davon, die sogar 25 Stunden dauern; die anderen sind etwas kürzer. Manche haben mit der Trauer über die Zerstörung des heiligen Tempels in Jerusalem zu tun. Einer ist das Fasten Esthers, verbunden mit der Purim-Geschichte. Wenn Sie nicht die Geschichte des Buchs Esther kennen, haben Sie eine Hausaufgabe für heute Abend! Dann kommt Jom Kippur, das hat weder mit Trauer zu tun noch mit der Geschichte. Das ist ein Tag, an dem man durch den Entzug von allem Körperlichen fast ein total spirituelles Wesen wird, fast ein Engel.

Aber das Fasten ist dazu da, um uns zum Nachdenken zu bringen: Wenn du nicht essen kannst, wenn du nicht trinken kannst, musst du irgendwann im Laufe des Tages darüber nachdenken, warum du heute fasten musst. Und wenn es um die Trauertage geht, geht es um die Zerstörung des Tempels wegen unserer damaligen Sünden. Wie kann ich nicht in die Fettnäpfchen meiner Vorfahren treten, wie kann ich mich bessern, am Jom Kippur-Versöhnungstag sowieso, zu versuchen, ein besserer Mensch zu werden. Also, es gibt viel Spirituelles darin, ähnlich zum Christentum: Wir haben nur eine Woche im Jahr, vor diesem großen Trauertag, an dem die beiden Tempel zerstört waren, der neunte Tag im jüdischen Monat Aw, wo wir keinen Wein trinken und kein Fleisch essen dürfen, ausgenommen den Sabbat, unseren Ruhetag von Freitagabend bis Samstagabend.

Was ich toll finde an der christlichen Fastenzeit, dass sie so flexibel ist. Wenn man zum Beispiel eingeladen ist, darf man eine Ausnahme machen, und Starkbier ist eine wunderbare Erfindung! Im Judentum gibt es diese Flexibilität nicht; ein Fastentag ist ein Fastentag.

Johannes Schießl: Im Islam scheint mir das Fasten recht populär zu sein. Die Akademie hat vor zwei Jahren eine Studienreise nach Tunesien unternommen, und da hat mir eine junge, eher säkulare Mitarbeiterin der Deutschen Botschaft erzählt, in die Moschee, da gehe sie nie, aber Ramadan, das sei Ehrensache. Professor Karimi, können Sie die für uns ungewöhnliche Popularität des Ramadan erklären?

Ahmad Milad Karimi: Ich weiß nicht, ob das Wort Popularität es wirklich beschreiben kann. Im Grunde genommen geht es darum, dass gläubige Muslime dieses Gebot Gottes ernst nehmen. Und dieses Ernstnehmen ist eine reizvolle Angelegenheit. Es geht darum, das haben Sie ja vorhin auch beschrieben: Warum tue ich das eigentlich? Ich könnte auch sagen: Das ist so ein

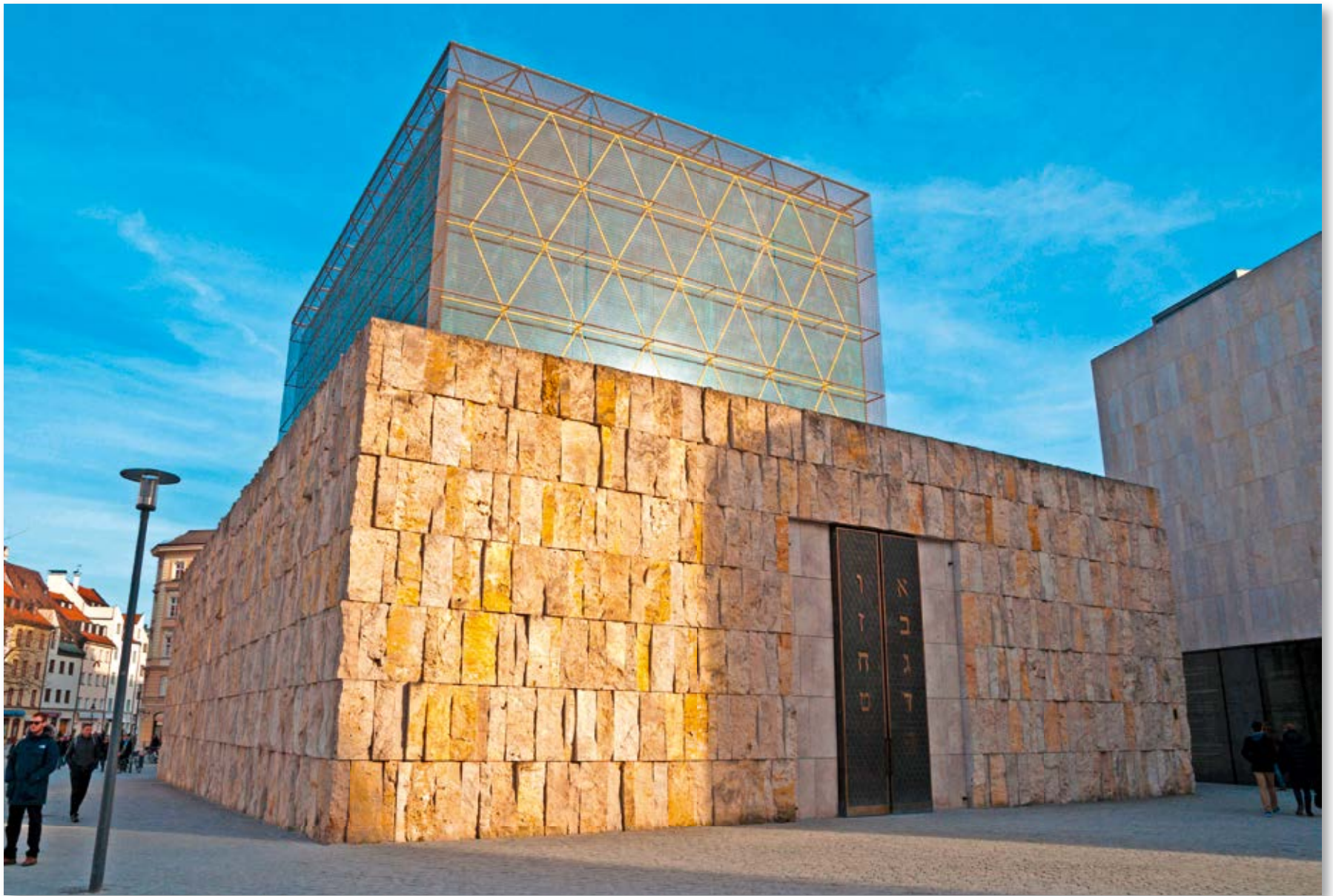


Foto: Peter Forsberg/alamy-stock

In einer Synagoge (hier die Ohel Jakob Hauptsynagoge auf dem Münchner St.-Jakobs-Platz), so Rabbiner Steven Langnas, macht der Beter ein jüdisches

Gebetbuch auf, begegnet jüdischen Ideen, Idealen, Wertvorstellungen und ist dadurch spirituell bereichert.

archaisches Gebot, heute brauche ich es nicht mehr. Den ganzen Tag nichts zu trinken, das kann mir nicht gut tun. Ein Schluck Wasser – Gott ist doch der Allerbarmender, er wird mich doch nicht bestrafen, wenn ich nur ein Schlückchen Wasser trinke. Das sind ganz gängige Argumente dagegen. Aber in der Tat sind wir Muslime sehr strikt und halten uns daran, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang weder zu trinken noch zu essen und sich auch von sexuellen Aktivitäten und von all dem, was Sie beschrieben haben, also üble Nachrede usw. zu enthalten. All das, was eigentlich sonst meinen Alltag bestimmt, von all dem muss man sich fernhalten.

Im Grunde genommen sind wir da mit dem Judentum verwandt, weil es eigentlich darum geht, dass uns im Fastenmonat eine Erkenntnis vermittelt wird. Und die Erkenntnis ist im Wesentlichen: Das, was mich am Leben hält, das sind nicht Wasser und Brot. Es ist etwas anderes, das mich am Leben hält. Es ist etwas anderes, was der Grundinhalt und die Praxis meines Lebens ist. Ein Monat Fasten im Jahr ist eine Art Atempause in diesem Jahr.

Dieser Monat gleicht keinem anderen. Wir sind ganz mit uns selbst beschäftigt, und wenn ich es biographisch sagen darf: Wenn ich faste, bin ich mir so nahe wie sonst nie. Das heißt, ich erwische mich ständig bei Gedanken, Gefühlen, die nicht sein dürfen, aber die bei mir zur Gewohnheit geworden sind. Keine Ahnung – eine schöne Frau läuft

vorbei und ich schaue, wow, was für eine schöne Frau. In dem Augenblick ist das vielleicht in Ordnung, aber ich merke, im Monat Ramadan dürfte ich eigentlich der Frau nicht nachschauen. Wieso tue ich das eigentlich, und wie normal ist es eigentlich für mich, dies immer zu tun, weil es ja nicht so schlimm ist? Also, man kann es noch schlimmer machen; aber auch schon dies wäre etwas, was mich einfach mit meinen eigenen Gefühlen, Sehnsüchten, Begierden konfrontiert.

Und im Grunde genommen ist das Ziel nicht: Faste im Monat Ramadan, achte darauf, in diesem Monat liebevoll, barmherzig, friedvoll zu sein, keine üble Nachrede usw., keine Völlerei, keine Maßlosigkeit, sondern: Das soll ein Abbild für das ganze Leben sein. Der erste Tag nach dem Monat Ramadan soll nicht anders sein als der Tag davor, obwohl ich esse und trinke usw. Im Grunde genommen ist das keine Freikarte, die ich danach habe, dann kann ich ja machen, was ich will. Danach denke ich darüber nach, wie Essen eigentlich schmeckt. Wissen Sie, wie ein Schluck Wasser schmeckt, wenn Sie 18 Stunden kein Wasser getrunken haben? Dieser erste Schluck Wasser, Sie spüren das durch den ganzen Körper. Das Wasser schmeckt süßlich; es ist etwas, das Sie wirklich ganz leibhaftig wahrnehmen. Und diese Solidarität mit Menschen, die nicht Wasser trinken können, nicht essen können, das ist ein zutiefst religiöser Moment.

Johannes Schießl: Aber um nochmal auf unsere Tunesienreise zurückzukommen: Diese junge Frau, Mitarbeiterin der Deutschen Botschaft, geht nicht in die Moschee, würde sich nicht als sonderlich religiös bezeichnen, aber hält den Ramadan. Das hat mich überrascht.

Ahmad Milad Karimi: Was soll man mit der Frau jetzt machen? Ich kann nicht sagen: Du bist doch nicht ganz bei Trost. In die Moschee zu gehen, das ist keine Pflicht, aber mein Fasten schon. Man kann zu Hause beten, man kann im Hotelzimmer beten. Ich habe es gerade gemacht, weil ich keinen Gebets-teppich hatte, habe ich das Handtuch dafür missbraucht. Ich finde, dass man beides nicht gegeneinander ausspielen sollte. Ich finde es großartig, dass so eine Frau, die wir als säkular beschreiben, ihre Religion, ihren Glauben an Gott ernst nimmt und in diesem Monat sich in etwas übt, was sie vielleicht sonst nicht so tun würde, zum Beispiel sich in Verzicht zu üben.

Johannes Schießl: Nun wollen wir noch einmal grundsätzlicher werden. Pater Anselm, Professor Karimi, in Ihrem Buch „Im Herzen der Spiritualität: Wie sich Muslime und Christen begegnen können“ gibt es ein Kapitel, in dem es um die Barmherzigkeit geht. Sie sei der Kern der Spiritualität: eine Aussage, die Papst Franziskus freuen dürfte. Aber zunächst zu den Wurzeln. Sowohl im

Hebräischen – Sie haben es auch schon angesprochen, dass es da oft Verbindungen gibt – als auch im Arabischen steckt in dem Wort für Barmherzigkeit die Wurzel „racham“ bzw. „rachma“, wenn ich es richtig sehe. Und diese Wurzel bedeutet Mutterschoß. Rabbiner Langnas, trotz aller Verwerfungen in der Geschichte, wäre diese weiblich geprägte Barmherzigkeit für Sie so etwas wie ein gemeinsamer spiritueller Nenner für Judentum, Christentum und Islam?

Steven Langnas: Hört sich wunderbar an!

Johannes Schießl: Beschreiben Sie es doch bitte aus jüdischer Sicht: Die Barmherzigkeit, welche Rolle spielt die in Ihrem Glauben?

Steven Langnas: Die Bibel, also für uns die fünf Bücher Mose, beginnen und enden mit einem Akt der Barmherzigkeit. Alle denken, was könnte das sein? Also erstens, als Adam und Eva es erkannt haben, dass sie nackt sind, bevor es Armani, Dior und Lagerfeld gab, war der liebe Gott der erste fashion designer und hat ihnen Kleider gemacht. Und die fünf Bücher Mose enden, wo der liebe Gott selbst Moses begräbt. Also zwei große Wohltaten: Wenn wir Barmherzigkeit ausüben, ist das *imitatio dei*; wir ahmen den lieben Gott nach, und das ist das höchste Ziel, das man erreichen kann.



Foto: Jochen Tack/alamy-stock

Das Innere der größten Moschee in Deutschland, die in Duisburg steht: Moschee ist ein Lehnwort aus dem Arabischen, Al Masjid heißt wortwört-

lich: der Ort, an dem Menschen sich niederwerfen, erklärt Professor Karimi zur Funktion „seines“ Gotteshauses.

Johannes Schießl: Professor Karimi, ein eher oberflächlicher westlicher Blick traut dem Islam nicht zu, dass auch hier die Barmherzigkeit im Zentrum steht. Aber nahezu jede Sure beginnt mit der Anrufung des barmherzigen Gottes. Das Wort Barmherzigkeit kommt mehr als 600mal vor im Koran, haben Sie geschrieben und habe ich gelernt. Gilt diese Barmherzigkeit allen Menschen oder nur den Muslimen?

Ahmad Milad Karimi: Natürlich nur den Muslimen, und vor allem nur Männern!!! Was für eine Antwort erwarten Sie denn? Anders herum gesagt, ist es wichtig, dass Sie gefragt haben: Auch wenn der Begriff Barmherzigkeit überhaupt nicht im Koran vertreten wäre, wäre ich ein Verfechter der Barmherzigkeit Gottes, und ich würde weiterhin antworten: Ja, Gottes Barmherzigkeit umschließt natürlich seine ganze Schöpfung. Die deutsche Übersetzung „der Barmherzige“ klingt übrigens zu tiefst falsch im islamischen Ohr. Sie haben es schon beschrieben, es hat irgendwas mit Mutterschoß zu tun. Ich würde es übersetzen mit „der Allerwärmende“. Das ist die Wärme Gottes, die alles durchstrahlt, Mutterschoß als etwas, das Vertrauen schenkt. Das wäre vielleicht das bessere Wort. Vielleicht muss ich das ändern, wenn meine Koran-Übersetzung in der nächsten Auflage erscheint; aber man müsste es 600mal verändern ...

Warum ist Gott überhaupt barmherzig? Im Koran gibt es einen Vers, den es

eigentlich gar nicht geben darf. Da heißt es vom Ewigen, der sagt: Ich habe mir selbst diese Allerwärmung zugeschrieben, ich habe mich selbst dazu verpflichtet. Warum tut er das und warum spricht er so? Im Grunde genommen will er sagen: Ich bin so unverfügbar, dass ich das eigentlich gar nicht brauche. Ich bin nicht barmherzig für mich selber, sondern ich bin barmherzig, oder sagen wir, allerwärmend, für meine eigene Schöpfung. Als Gott die Welt erschaffen hat, ist er allerwärmend tätig gewesen, seine eigene Tat ist die Wärme. Wir könnten sagen: Gott hat seine eigene Sehnsucht im Herzen aller Menschen eingeschrieben. Und das, was wir sonst tun, nämlich ein Mensch zu sein, heißt islamisch: Jeder Mensch hat den Zugang zu Gott, wenn er nur seine eigene Sehnsucht zu ihm offenbaren würde. Auch wenn ich Leid erfahre, wenn es Ungerechtigkeit in dieser Welt gibt – und unsere Welt ist eine ungerechte Welt –, darf ich diesen Allerwärmenden nicht vergessen. Er ist da.

Johannes Schießl: Und wie ist der Weg von der Barmherzigkeit oder Allerwärmung Gottes zur Barmherzigkeit unter den Menschen?

Ahmad Milad Karimi: Das ist eigentlich genauso, wie man auch christlich von Nächstenliebe und Gottesliebe sprechen würde. Der Prophet sagt, so lange du deinem Nächsten nicht allerwärmend bist, darfst du auch keine Allerwärmung von deinem Gott erwarten.

Das ist das, was Pater Anselm und ich in diesem bescheidenen Buch versucht haben zu zeigen, zu zeigen, dass der spirituelle Weg ein Weg ist, auf dem wir lernen, dass der andere – und Sie gehören selbstverständlich dazu – dass der andere, die anderen, nichts anderes tun, als meine Sehnsucht zu teilen. Und die Frage ist, ob ich Sie jetzt von dem Weg abbringen will, Ihnen nicht erlaube, diesen Weg zu Ihrer eigenen Sehnsucht zu gehen, oder ob es nicht meine eigene Aufgabe und Verantwortung ist, alles zu tun, dass ein Christ, eine Christin, ein Jude, eine Jüdin auch diesen Weg zu Gott findet. Im Grunde genommen ist Allerwärmung mein eigener Auftrag.

Johannes Schießl: Pater Anselm, auch im Christentum ist die Barmherzigkeit die zentrale Eigenschaft Gottes, noch vor der Gerechtigkeit. Sie kommt im Magnificat vor, das Sie als Mönch täglich singen. Die Beispielgeschichte vom barmherzigen Samariter, oder die sieben Werke der Barmherzigkeit haben viele Ordensgemeinschaften inspiriert. Was können die Weltreligionen tun, um dieses reiche Erbe nicht unter dem Eimer zu verstecken, sondern auf den Leuchter zu stellen?

Anselm Grün: Gute Christen bekennen natürlich auch, dass das Wesen Gottes die Barmherzigkeit ist. Und im Lukas-Evangelium sagt Jesus: Seid barmherzig, wie auch euer himmlischer Vater barmherzig ist. Indem ich barmherzig bin, erfahre ich auch Gott, werde

ich Gott ähnlich. Aber es gibt eben verschiedene Worte in der Bibel für Barmherzigkeit, nicht nur das hebräische Wort rachamim, der Mutterschoß, sondern auch das griechische Verb splanchizomai, das in etwa meint: Ich werde in meinen Eingeweiden, ich werde im Tiefsten berührt vom anderen Menschen. Dann eleos, das ist die tatkräftige Barmherzigkeit, die hilft den Menschen; da sind die sieben Werke der Barmherzigkeit anzusiedeln, die die Gesellschaft im Mittelalter sicher menschlicher gestaltet haben. Eleos kommt von eleimon; Zärtlichkeit, Lieben heißt das. Und das „Seid barmherzig wie euer himmlischer Vater“, da wird das Adjektiv oiktirmon verwendet, das heißt: mitfühlend. Und es ist auch ganz wichtig: Mitfühlen mit allen Menschen.

Gott ist einer, der mitfühlt mit uns, das zeigt uns die Bibel immer wieder. Aber wir sollen mitfühlende Menschen sein, und nicht nur mit den Menschen, sogar auch mit der Schöpfung. Das ist wohl das Zentrale des Menschen. Und wenn einer mitfühlt, dann kann er nicht aggressiv gegen andere Menschen sein, sondern ich spüre eine innere Verbindung. Das ist für uns Christen etwas Wesentliches, das uns im Tiefsten verbindet. Und was Herr Karimi über Sehnsucht gesagt hat, das hat schon Augustinus so gesagt: Der Mensch ist wesentlich einer, der sich sehnt. Und weiter Augustinus: Wenn du das Beten nicht unterbrechen willst, dann unterbricht die Sehnsucht dich, denn die Sehnsucht ist dein ununterbrochenes

Gebet. Wenn ich in Berührung komme mit meiner Sehnsucht, dann bin ich in Beziehung zu Gott. Und wir würden auch sagen: Die Sehnsucht ist das, was Gott in unsere Herzen eingeschrieben hat. Viele Menschen sagen: Ich spüre Gott nicht. Dann sage ich immer: Aber die Sehnsucht kannst du spüren, die Sehnsucht nach Gott. Antoine de Saint-Exupéry meint: Sehnsucht nach Liebe ist schon Liebe. In der Sehnsucht nach Gott ist schon Gott.

Johannes Schießl: Ich habe den Eindruck, dass spirituelle Menschen auch disziplinierte Menschen sind. Wir sind nämlich mit unserem Gespräch schon fast am Ende. Eines würde mich noch interessieren von allen Dreien. Wenn Sie drei Wünsche offen hätten für den interreligiösen Dialog, welche wären das? Wer mag anfangen?

Steven Langnas: Historisch?

Johannes Schießl: ... noch einmal historisch ...

Steven Langnas: Mehr Offenheit, mehr Begegnungen, und die Bereitschaft, über den eigenen Schatten zu springen und zu versuchen, eine andere Glaubensrichtung objektiver zu verstehen.

Johannes Schießl: Gut, obwohl die Frage doch überraschend kam. Wer mag weitermachen, nicht mehr ganz so überrascht?

Anselm Grün: Ich wünsche mir einen Dialog, der nicht über Begriffe geht und Rechthaberei, sondern über die Erfahrung. Welche Erfahrung macht der Jude, der Christ, der Muslim? Und

wenn man das spürt, wie der Jude, der Muslim, der Christ Gott erfährt, dann berührt es auch mich, und dann spürt man auch eine innere Verbindung. Über die Erfahrung und über die Mystik ist der Dialog am fruchtbarsten, weil es da nicht um Programme geht, sondern um ein Miteinander im Glauben, aber auch im Handeln, in der Gesellschaft. Wie können wir gemeinsam für Frieden in der Gesellschaft kämpfen? Momentan sind die Religionen ja manchmal auch ein Stolperstein und mitverantwortlich für Gewalt. Dabei sollten sie ein Sauerzeugnis des Friedens werden für die Gesellschaft.

Johannes Schießl: Und last, but not least, Professor Karimi ...

Ahmad Milad Karimi: Dem kann ich mich eigentlich nur anschließen. Ich kann Ihnen vielleicht noch etwas von mir erzählen. Als wir versucht haben, das Buch gemeinsam zu schreiben, hatte ich von Anfang an den Wunsch, das Christentum näher kennenzulernen. Und wissen Sie, was am Ende geschehen ist? Am Ende habe ich nicht das Christentum näher kennengelernt, sondern einen Christenmenschen. Die Schönheit des Christentums kann ich nicht mehr sehen, ohne sie aus den Augen von Pater Anselm zu sehen. Ich habe das Evangelium hören gelernt aus seinen Ohren, ich habe eine Kirche sehen gelernt aus seinen Augen, ich habe das Christentum erleben gelernt aus seinem Herzen. Ich habe gemerkt, ein Dialog kann es nicht dabei bewenden lassen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufzuzählen, den Weg zum anderen suchen, Sie als Jude, ich als Muslim. Sondern unser Weg, unser Dialog, muss in der Zukunft sein, dass wir



Steven Langnas: „Die Psalmen im jüdischen Gebet, und es gibt sehr viele davon, sind ähnlich, wie wenn man ins Fitness-Studio geht und macht zuerst zehn Minuten auf dem Crosstrainer, bevor man mit dem Training beginnt.“



Das Cover des Buches, das den Anstoß zur Veranstaltung gab: Im Herzen der Spiritualität, Verlag Herder, 1. Auflage 2019, gebunden mit Schutzumschlag, 288 Seiten, 20 Euro, ISBN: 978-3-451-03131-1

selbst zum Weg werden, dass ich selbst zur Brücke werde, damit Sie als Jude auf meinen Schultern laufen können.

In einer Welt, in der – wenn wir zum Beispiel an den Nahen Osten denken – alles so vergiftet ist, brauche ich einen Juden, einen Menschen mit einem Antlitz, von dem ich lernen kann, der mir als Lehrer dienen kann, der mir zeigen kann, worin die Schönheit des Judentums besteht. Und ich merke, im Antlitz eines Christenmenschen erkenne ich

mich selber. Er war niemals ein anderer, nur mir verborgen ohne den Dialog.

Steven Langnas: Darf ich noch etwas hinzufügen? Einen kurzen Satz! Also, was ich mir nicht nur für den Dialog wünsche, sondern allgemein für die ganze Welt: Dass wir – unabhängig davon, welche Glaubensrichtung wir angehören – erkennen, dass wir alle Gottes Kinder sind! □



Interessierte Besucher des Abends kauften sich auch das Buch von Pater Anselm und Professor Karimi.